

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 11

Artikel: Gatte und Kind
Autor: Rutishauser-Dutli, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gatte und Kind.

Von Maria Dutli-Nutishauser.

Neben mir schläft im weißen Bettlein mein Kind. Die Sonne spielt um die himmelblauen Vorhängelein, als wollte sie mit ihren Strahlenaugen einen Blick werfen auf das kleine Wunder, das dahinter schläft.

Wie ich so am sonnigen Fenster das in hängenden Stunden und geheimem Hoffen bereitete Bettchen sehe und daraus die leisen regelmäßigen Atemzüge meines Kindes vernehme, weiß ich: „Dieser kleine Platz da ist es, der dir dein ganzes, dein volles Glück birgt!“ Aber es ist ein eiferjüchtiger Gedanke da, der leise fragt: „Ja, wie kann dein Kind dein einziges Glück sein, wenn du daneben einen Gatten hast, seinen Vater, dem du jeden Tag sagst, daß du ihn lieb hast und der bis vor einigen Wochen auch „dein ganzes Glück“ ausmachte?“ Und es kommt mir in den Sinn, wie ich oft in einem innern Zwiespalt lebte, in der allerersten Zeit, wo mir der Herrgott das Kindlein versprochen hatte.

Nicht wahr, wenn man jung verheiratet ist und einen lieben Mann und ein heimeliges „Zuhause“ hat, dann braucht man nicht einmal gewisse moderne Ansichten zu haben über Ehe und Ehepflichten, um zu wünschen, dieses sorglose Leben zu zweien möchte doch eine Zeitlang andauern? Und wenn einem der Herrgott schon nach ein paar Wochen „ein drittes im Bunde“ anmeldet, dann kommen leise Bedenken: „Wie wird mein Mann die Veränderung aufnehmen, wie wird er sich mit Kindergeschrei und der Unruhe befreunden können, die dann ins Haus kommen? Kann nicht dann das gefürchtete „Abflauen“ eintreten, von dem man immer behauptet, es müsse einmal kommen, und zwar gewöhnlich schon nach einem Jahre. Sicher, es gibt Männer, die gerade wegen ihres eigenen Kindes sich innerlich und äußerlich von ihrer Frau entfernen, die es nicht übers Herz bringen, auf die zur Gewohnheit gewordene Bequemlichkeit zu verzichten, — die ausgehen, wenn sich die Frau nicht wohl fühlt und seine Hilfe und sein Nahesein am meisten nötig hätte. — Männer, die kein Kindergeschrei hören und später doch mit einem strammen Buben und schönen Mädchen — prahlen wollen. Ja, solche Männer gibt es, und wenn man die Frauen darüber erzählen hört, dann könnte man fast glauben, es seien alle so.

Ich habe damals alle diese Gedanken erwogen und die Zweifel an der Beständigkeit meines Glückes tapfer niedergerungen. Denn ich überlegte mir auch, daß wir Frauen wohl manchmal selbst schuld sind, wenn unsere Männer so „kinderscheu“ werden, denn daß sie es zum vorneherein sind, dürfen wir nicht annehmen. Aber wenn eine Frau in der Zeit der Erwartung vom Morgen früh bis abends spät nur über die Beschwerden klagt, wenn sie ihre Angst über die kommende schwere Stunde tagtäglich überlaut äußert, dann muß wohl ein Mann, wenn er sonst der beste der Welt wäre, den Humor verlieren. Und ganz langsam wird er zur Ansicht gelangen, es wäre besser, keine Kinder zu haben. Ist dann dieser Widerwille einmal da und auch das Kindlein angelangt, so wird der junge Vater auch vom schönsten Baby nicht begeistert sein, sondern in ihm einen Eindringling sehen, der sein stilles häusliches Glück auf den Kopf stellt. Die junge Mutter, wie sie vorher alle Sorgen und alles Interesse des Mannes für sich beanspruchte, wird nun neben ihrem Kinde nichts mehr aufkommen lassen. Sie verlangt, daß alle Hausbewohner auf den Behen gehen, steht am Morgen in aller Herrgottsfrühe auf, daß die paar Windeln sicher um neun Uhr am Seil hängen. Sie findet keine Zeit mehr, sich mit ihrem Gatten zu unterhalten und ist tief beleidigt, wenn er einmal nicht ganz aufmerksam der Geschichte von des Kindes Tageslauf zuhört. Was Wunder, wenn der Mann schließlich dem Hause den Rücken kehrt, in dem er nur so Nebensache ist, für den seine Frau keine Zeit mehr hat.

Alle Achtung vor einer Mutter, die ihr Kindchen selbst besorgen will und es nicht fremden Händen überläßt. Aber so weit sollte sie es doch nicht kommen lassen, daß das Kleine ob jedem fremden Gesicht ein Geschrei anhebt und keine fünf Minuten ohne die Mutter sein kann. Abgesehen davon, daß man dadurch dem Kinde einen schlechten Dienst erweist, wenn man es so einseitig erzieht, schadet eine Frau damit sicher auch dem häuslichen Frieden, wenn sie jede Einladung ihres Mannes zu einem Spaziergange oder einer kleinen Zerstreuung abschlägt mit der immer gleichen Begründung: „Ich kann nicht weg, du weißt doch —!“ Ja, er weiß es. Und der Mann, der anfangs so gute und zu-

vorkommende Gatte, sucht und findet Leute, die Zeit haben für ihn —! Und wenn man später einer solchen Frau sagen würde, daß sie ihn selbst vertrieben habe, dann würde sie es selbstverständlich nicht glauben wollen, wo sie doch eine so gewissenhafte Frau war, die ganz aufging in ihren Mutterpflichten. Und sie würde auch nicht begreifen, daß sie mit gutem Willen

noch mehr tun könnte, als in der Pflege ihres Kindes „aufzugehen“, — daß sie es so erziehen könnte, daß nebenbei oder in allererster Linie auch ihr Gatte etwas von ihr hat. Denn nie und nimmer dürfen wir über unserm Kinde den Vater vernachlässigen, der doch das erste Recht hat auf treue, hingebende Liebe.

Die falsche Rechnung.

Humoreske von Jean Bonot.

An diesem Tage rasierte der alte Gambler sich gründlich, zog seine schöne, weithin leuchtende blaue Bluse mit der goldenen Kette an und ohne Fränze, seiner Frau, auch nur ein Wort zu sagen, ohne Baptist, seinen Sohn, zu benachrichtigen, machte er sich verstoßen auf den Weg zum Schlosse, wobei er glücklich vor sich hin lächelte.

Durch den Briefträger hatte er am gleichen Morgen erfahren, daß der Kutscher des Herrn Baron von Eichenholz soeben von einem kürzlich erworbenen Vollblut, einem prächtigen, aber widerspenstigen Tiere, übel zugerichtet worden war.

„Ein gutes Geschäft“, murmelte der Alte, „ein gutes Geschäft für meinen Sohn. Michels Livree wird ihm wie angegossen sitzen, und mit seinem Lohn, mit den 140 Franken, die er monatlich empfangen wird, kann der Junge seine alten Eltern unterstützen; zwanzig Franken, vielleicht sogar dreißig werden jeden Monat für unsern bescheidenen Haushalt abfallen, und das bedeutet eine Unmenge guter Sachen: einige Päckchen Tabak mehr und besonders ein Glas alten Rotwein am Sonntag in der Schenke.“

Und schon sah der alte Gambler seinen Baptist, seinen Sohn, in den langen braunen Rock mit den goldenen Knöpfen eingeschnürt, die Peitsche in der Hand, majestätisch, unbeweglich auf dem Bock thronend oder mit dem leichten Wägelchen des Barons in voller Fahrt dahinsausend, bewundert von den Mädchen, beneidet von den Burschen des Dorfes. Und wie stolz würde erst die Mutter sein!

Aber mehr noch als der braune Rock, mehr noch als das prächtige Gespann der Schloßherrin, mehr noch als die Blicke der Mädchen, mehr noch als der Ärger der Nachbarn blendeten den Alten die 140 Franken, die vierzehn Goldstücke. Er stellte Berechnungen an, dachte über die Ausgaben seines Sohnes nach, überlegte sich des-

sen Bedürfnisse: was würde er, der gut genährt, gut gekleidet war, umsonst wohnt und alles hatte, was er brauchte, mit so viel Geld anfangen? Sicherlich würde er es mit den Eltern teilen. Und Gambler blieb stehen und zählte an den Fingern ab: in einem Jahr würde das für ihn und seine Alte vierundachtzig Goldstücke ergeben; vierundachtzig Goldstücke! Eine phantastische Summe. Und diese vierundachtzig Goldstücke erwarteten ihn dort unten am Ende des Wegs, in einer Entfernung von einer Meile; sie würden ihm gehören, wenn er rechtzeitig ankäme, wenn er sagte, was er sagen mußte, und ... wenn Michel sich nicht wieder erholte.

Auf halbem Wege (der Weg, der zum Schloß führt, ist nämlich etwas beschwerlich), auf halbem Wege also machte Gambler vor der Herberge halt; ein Glas Rotwein würde ihm Mut machen, sich bei dem Herrn Baron vorzustellen.

Er trat ein. Die Wirtin wußte die Neuigkeit bereits; sie gab sogar Einzelheiten: das Pferd hatte Michel beim Ausschlagen den Kiefer zerquetscht, den Schädel gebrochen und sein Gesicht übel zugerichtet. Er war verloren.

Der Alte meinte, man übertreibe, goß sich sein Gläschen hinter die Binde und trottete noch munterer, auf seinen Knotenstock gestützt, weiter. Er ging, so rasch er nur konnte, denn ihn trieb die Hoffnung auf den Erfolg, die lockenden vierundachtzig Goldstücke!

Während er so dahinschritt, bereitete er sich auf seinen Einzug im Schlosse vor, prägte mühsam in sein Gedächtnis ehrerbietige Redensarten und Worte ein, um sein Beileid auszudrücken. Dann suchte er nach einem geschickten Übergang, um Herrn v. Eichenholz zu guter Letzt die Dienste seines Sohnes anzubieten, seines Baptist, der beim Train gedient, selber mehrmals den Wagen der Herren Offiziere gelenkt hatte und, was nicht übersehen werden durfte, auch ein gutes Benehmen und entsprechende Erziehung besaß.